



Der Hammer
Die Zeitung der
Alten Schmiede
Nr. 108, 6.20

Literatur und Hilflosigkeit

Schreiben gegen Hilflosigkeit, Schreiben als Ermächtigungsinstrument, das ist für die beiden Autorinnen, deren Essays Sie in diesem *Hammer* finden, zumindest einer der Gründe für ihre schriftstellerische Tätigkeit. »Schreiben heißt für mich überleben«, heißt es etwa bei Margit Schreiner.

Über die möglichen Gründe für das Lesen von Literatur stellt der Schriftsteller und Literaturtheoretiker Kenneth Burke (1897–1993) fest: »Dichtung wird tatsächlich zum Zwecke des Wohlbefindens des Lesers geschrieben [...]. Man *widmet* sich ihr, weil man sie als Lebenshilfe nimmt, als einen rituellen Schutz gegen Hilflosigkeit und Gefährdung.« Lesen Sie, um sich gegen Hilflosigkeit und Gefährdung zu schützen? Und wie sieht es mit SchriftstellerInnen aus, also jenen, denen wir die Existenz von Literatur überhaupt zu verdanken haben – schreiben sie, um sich selbst zu schützen, gegen Hilflosigkeit und Gefährdung? »Hilflosigkeit bringt mich zum Schreiben«, reflektiert jedenfalls auch Sabine Scholl.

Bedeutet das, die *wichtigste* Funktion von Literatur liege im Trostspenden? Und welche Rolle spielt dabei das kritische Potenzial, das wir an guter Literatur oft schätzen, noch? Diesen und ähnlichen Fragen widmen sich zwei Veranstaltungen, an denen die beiden Autorinnen mitwirken, in Wien und Salzburg: Die Alte Schmiede



und das Literaturforum Leselampe haben Margit Schreiner und, auf deren Anregung hin, Gertraud Klemm und Sabine Scholl eingeladen, Texte zum Thema *Literatur und Hilflosigkeit* zu verfassen und diese gemeinsam zu diskutieren. Die Diskussionsabende – geplant für Ende März 2020 – werden nun nachgeholt: Am 6. Oktober diskutieren Margit Schreiner und Gertraud Klemm in der Alten Schmiede, am 13. Oktober Margit Schreiner und Sabine Scholl im Literaturforum Leselampe. Vorab können Sie Gertraud Klemms Essay im Hammer-Blog der Alten Schmiede lesen (hammerzeitung.wordpress.com); die Texte von Margit Schreiner und Sabine Scholl finden Sie in diesem *Hammer*. Sie können darin vom Freiraum einer Bibliothek, von der Nähstube als Schrein der Hilflosigkeit und der Flucht vor einem Mammut lesen.

Johanna Öttl

(Quelle: Kenneth Burke: Dichtung als symbolische Handlung. Eine Theorie der Literatur. Suhrkamp 1966.)

Literatur gegen Hilflosigkeit?

Margit Schreiner

Früher konnte ich sogar mit Thomas Mann fliegen. Er hatte eine beruhigende Wirkung auf mich. Das war allerdings vor meiner Flugangst. Mit Flugangst hätte Thomas Mann mich wahnsinnig gemacht. Ebenso Goethe, Proust oder Peter Handke. Mit Flugangst sind nicht einmal Faulkner, Jane Bowles oder Bukowski erträglich. Sogar Thomas Bernhard zerbirst zu Staub bei Flugangst. Flugangst ist ausschließlich mit starken Sedativa zu bekämpfen. Bei mir ist sie dann irgendwann von selbst wieder verschwunden. Weiß der Teufel warum. Heute fliege ich zwar auch nicht gerade gerne, aber – wenn es denn sein muss – doch. Sogar mit Peter Handke.

Es gibt einen großen Unterschied zwischen Angstzuständen und Panikzuständen. Die sogenannte Flugangst ist bzw. war – zumindest bei mir – reiner Panikzustand. Ich konnte dabei weder sprechen, noch mich bewegen, weder essen noch trinken noch auf die Toilette gehen. Also: Der Körper weigerte sich, etwas anzunehmen oder herzugeben. Geistig und körperlich. Panikzustände sucht man sich nicht aus, sie überwältigen einen. Obwohl in der Psychologie Angst- und Panikzustände oft gleichgesetzt werden, ist hier für mich als ehemalige Flugpilotin doch ein riesiger Unterschied. Angst habe ich immer noch, aber keine Panik.

Vielleicht könnte man so sagen: Furcht ist eine Reaktion auf eine vorhandene, bedrohliche Situation, Angst ist der Gedanke, dass etwas Bedrohliches geschehen könnte, und Panik ist, wenn das Gehirn denkt, es wäre eine gefährliche, gar lebensbedrohliche Situation tatsächlich gerade im Gange. Und genau bei dieser Unterscheidung wird bereits die Nähe der drei Zustände zueinander sichtbar. Denn: Was ist wirklich eine Bedrohung? Um beim Flugbild zu bleiben: Ist die Bedrohung erst gegeben, wenn das Flugzeug abstürzt, oder beginnt sie schon, wenn es unkontrolliert wackelt oder vielleicht doch bereits, wenn es seltsam vibriert? Im Grunde ist es unmenschlich durch die Luft zu fliegen wie ein Vogel.

Ist ein amerikanischer Präsident, der einen hohen iranischen General mit einer Drohne tötet, für uns bedrohlich, oder fühlt er sich nur bedroht und muss sich verteidigen, oder ist die Tatsache, dass ein amerikanischer Präsident sich dauernd bedroht fühlt, überhaupt bereits die Bedrohung?

Unser Problem ist: Die eindeutige Bedrohung, die darin besteht, dass sich ein Mammut von hinten nähert und ich unbewaffnet bin, ist relativ selten, zumal Mammuts längst ausgestorben sind. Aber nehmen wir einmal an, sie wären es nicht. Welche Möglichkeiten blieben mir als von einem Mammut Bedrohte? Ich könnte mit bloßen Händen kämpfen, versuchen, das Mammut zu erwürgen oder, angesichts der Aussichtslosigkeit eines solchen Unterfangens, fliehen. Manchmal ist auch Flucht unmöglich. Wenn wir uns zum Beispiel in einer baumlosen Steppe befinden und das Mammut schneller ist als wir. Unsere letzte Möglichkeit wäre, uns tot zu stellen und zu hoffen, dass das Mammut uns auch für tot hält und von uns ablässt, um weiterzutrotten in die weite, baumlose Steppe hinein. Nur dass die Mammuts



eben tatsächlich ausgestorben sind, und es uns gar nichts nützt, uns tot zu stellen, wenn das Flugzeug abstürzt, das Klima unwiderruflich kippt oder der amerikanische Präsident den roten Knopf drückt. Wenn wir weder fliehen noch kämpfen können, werden wir es doch tun, auch wenn es uns nicht nützt. Sind wir etwa schon dabei, zu üben uns tot zu stellen?

Ja und nein. Die Bedrohung ist nicht unmittelbar und sie ist nicht unmittelbar wahrnehmbar. Es bleibt der Gedanke an die Bedrohung, die Angst vor der Hilflosigkeit, die Hilflosigkeit angesichts der Hilflosigkeit. Wir wissen fast alles und spüren fast nichts. All die Bedrohungen, Kriege, das Abschlachten ganzer Völker, das manchmal als Bild im Fernsehen aufblitzt oder zwischen den Worten des Nachrichtensprechers verblasst. Wir könnten alles im Internet finden. Manches finden wir auch: Singende und tanzende Kakadus, den steten Anstieg der Sklaverei, den Ausverkauf Afrikas und Indiens (Land Grabbing), Hape Kerkeling mit seinem Kabarettprogramm *Liebe ist Arbeit, Arbeit, Arbeit*, Statistiken über die Verteilung des Weltvermögens: 0,9 % der Weltbevölkerung besitzen 43,9 % des weltweiten Vermögens. 56,6% der Weltbevölkerung besitzen 1,8 %. Das reichste Prozent besitzt mehr Vermögen als der gesamte Rest der Weltbevölkerung. In nur vier Tagen verdient der Vorstandsvorsitzende von einem der fünf größten Modekonzerne so viel wie eine Näherin in Bangladesch während ihres ganzen Lebens. Wikipedia erklärt uns die Begriffe Volk, Nation, Staat, Krieg, Diplomatie, in Google finden wir Aussprüche und Aphorismen beinahe aller großen Denker und Dichter, aber was nützt uns das gegen die Bedrohung?

Wir sagen uns oder *man* sagt uns, dass die meisten bedrohlich erscheinenden Situationen letztendlich nicht so bedrohlich waren, wie sie zunächst erschienen. Zumindest ist einiges gut ausgegangen: Die FPÖ wurde durch das Ibiza-Video entlarvt, Trump hat den Vergeltungsschlag der Iraner nicht mit einem weiteren Vergeltungsschlag erwidert, sondern nur mit Sanktionen, das desolate AKW in Fukushima ist heute eine Touristenattraktion, Kurz regiert jetzt mit den Grünen, der Flüchtlingsstrom nach Deutschland und Österreich ist zu einem Bächlein versiegt, der Rest ist auf irgendeiner weit entfernten griechischen Insel hängen geblieben, die Inhaltsstoffe unserer Lebensmittel müssen auf der Packung ausgewiesen werden, allergene Stoffe auf den Speisekarten der Restaurants ebenfalls, wir werden in den Kaffeehäusern nicht mehr durch Raucher vergiftet und Armut in Österreich ist relativ.

Aber wer sagt uns, dass dies alles nicht reines Glück war, alles genauso gut ganz anders hätte ausgehen können? Margaret Atwood zum Beispiel sagt es in allen ihren Büchern. *Der Report der Magd* handelt von einer (quasireligiösen) Diktatur, in der Frauen auf Gebärmaschinen reduziert sind, *Die Flut* von der Zeit nach der Apokalypse. Es sind in gewisser Weise trostlose Bücher. Ich habe neulich, selbstverständlich spätnachts, den Film *Paradies Liebe* von Ulrich Seidl gesehen, ein absolut trostloser Film über ältere, wohlstandsverwahrloste weiße Frauen, die in Afrika junge Männer bezahlen, die Wohlstand suchen oder ein-

fach nur überleben wollen. Die absolute Trostlosigkeit der Situation ohne jede Hoffnung auf Besserung hat mich an Nabokovs *Lolita* erinnert, ein erbarmungsloses Buch über die Konsequenz der Pädophilie, die Nabokov uns zunächst so verständlich schildert. Es gibt wenige so trostlose Bücher. Das hat einen Grund. Wird alles aussichts- und hoffnungslos, neigt der Mensch dazu sich tot zu stellen (siehe oben). Alle Lebewesen tun das.

In der Psychologie nennt man das ‚Erlernte Hilflosigkeit‘. Amerikanische Psychologen prägten den Begriff bereits 1967: Tiere und Menschen können unangenehme Zustände nicht mehr ändern, selbst wenn das von außen betrachtet möglich wäre, wenn wiederholte Erfahrungen von Hilflosigkeit bereits in ihr Verhaltensrepertoire eingegangen sind. Die Versuche mit Hunden waren simpel: Sie zeigten, dass Tiere, die unangenehme Erfahrungen nicht vermeiden konnten, apathisch und lethargisch wurden und letztendlich, auch wenn man ihnen die Möglichkeit zur Vermeidung der unangenehmen Erfahrungen bot, sie diese nicht mehr ergriffen. Ein Versuchsbeispiel aus neuerer Zeit: Menschen, die alle Kreuzworträtsel lösen konnten, wurde ein unlösbares vorgelegt. Nachher konnten die meisten auch einfache Kreuzworträtsel nicht mehr lösen.

Aber Achtung: Wir bewegen uns, wenn wir von Literatur sprechen, ja immer noch im Rahmen der Gedanken. Unsere gegenwärtige Situation ist – noch – nicht ausweglos. Insofern sind die trostlosen Bücher und Filme Warnungen, wie es ausgehen könnte, sollten wir eines Tages kein Glück mehr haben. Das ist wichtig zu wissen! Marc Elsberg zum Beispiel schildert in *Blackout*, wie es wäre, wenn die Stromversorgung zunächst lokal, dann überregional ausfiele. Mord und Totschlag wären die Folgen. *Zero* ist sein Roman über die Totaldurchleuchtung des Individuums durch neue Medien.

Literatur ändert die Realität nie. Die Realität wird nur in der Realität geändert, nicht in Gedanken. Die gehen der Veränderung höchstens voraus.

Andere Bücher gegen die Hilflosigkeit sind die landläufigen Krimis, die sich in den Buchhandlungen türmen und die das Fernsehprogramm fast ausschließlich dominieren. Ein einzelner Mord, mag er noch so schrecklich sein, ist wunderbar übersichtlich im Vergleich mit all den globalen Schlachtfeldern. Wir identifizieren uns mit dem Kommissar, der den Augiasstall immer wieder ausmistet und dabei ungesund lebt so wie wir alle! (Meine These: Rundum gesund lebende Menschen lesen in der Regel keine Krimis.) Diese Bücher und Filme gehören in meiner Rangordnung zu den Trostbüchern niedriger Klasse. Das ist nicht schlimm. Auch auf niedrigster Ebene bedürfen wir des Trostes. Wirklich helfen tun sie naturgemäß nicht. Und schon gar nicht gegen Hilflosigkeit. Eventuell sogar im Gegenteil! Ein nicht existierender Mörder könnte die Rolle alles Schlechten auf der Welt übernehmen und hinter meiner Schlafzimmertür lauern.

Hilft nun Literatur gegen Hilflosigkeit oder nicht? Meine Antwort: Sie hilft auf jeden Fall! Es muss aber Literatur sein und nicht Ramsch.



Ramsch gaukelt uns etwas vor, lenkt rasch einmal ab, lässt die Zeit vergehen. Ach, was soll's? Im Notfall hilft wahrscheinlich sogar Ramsch gegen das Gefühl der Hilflosigkeit. Nachher ist die Leere halt umso größer. Maßstab für nachhaltige Stärkung gegen die Hilflosigkeit bleibt letztlich die Frage, ob es sich um gute oder um schlechte Literatur handelt. Selbstverständlich nur in der Welt der Gedanken. Ja, hier könnte man nun abbrechen, sich grübelnd ins Bett legen oder sofort in die Universitätsbibliothek gehen oder endlos googeln und sich der Frage widmen: Was ist gute Literatur? Ich habe vor Ewigkeiten Germanistik studiert und werde nicht in diese für mich bodenlose Falle gehen. In Hinsicht auf das Thema *Hilft Literatur gegen Hilflosigkeit?* muss genügen zu sagen, es gibt anspruchsvolle, unterhaltende und es gibt triviale Literatur, die kann jeweils helfen, aber auf verschiedenen Ebenen und mit verschiedenem Effekt. Die Trivilliteratur haben wir mit den einfachen, meistens schlecht geschriebenen Krimis abgetan. Triviale Liebesromane lassen wir außer Acht. Auch Trivilliteratur hilft auf unterster Ebene.

Die unterhaltende Literatur, zu der auch der gut geschriebene Krimi gehört, hilft nachhaltig. Weil sie uns zum Beispiel zeigt, wie wir auch in misslichen Lagen kämpfen können. Selbst wenn alles aussichtslos ist. Das sind nicht nur politische Bücher, sondern alle solche, die uns nicht vergessen lassen, wieviel Kraft Menschen aktivieren können, im Krieg, in der Familie, in der Gesellschaft.

Und sei es im Kampf gegen die Misslichkeiten des Alltags wie bei Thomas Bernhard oder Karl Ove Knausgård. Oder Juan Rulfo, der in *Pedro Páramo* die Suche nach Leben in einer toten Stadt, in der einst das Herrenmenschentum regierte, mit all den Geräuschen und dem Geiräune der Vergangenheit und des Vergangenen zeigt. Am Rande des Abgrunds und des Wahnsinns. Ebenso Borges, der Mystiker unter den Kämpfern gegen die Aussichtslosigkeit. Und da wären wir schon bei der anspruchsvollen Literatur. Die muss nicht unbedingt schwer zu lesen sein. Unter anspruchsvoller Literatur verstehe ich Bücher, die einen neuen, frischen Blick auf die Realität werfen. Formal und /oder inhaltlich. Ob sie nun unterhalten oder nicht. Es sind meist kindliche Blicke (*Ulysses* von James Joyce, *Portnoys Beschwerden* von Philip Roth, *Herz der Finsternis* von Joseph Conrad, *Die zitternde Frau* von Siri Hustvedt, *Dasein als Versuchung* von Emil M. Cioran etc.), noch nicht abgestumpft durch unzählige ähnliche Erfahrungen oder durch sie hindurchgereift zum kindlichen Blick. Es sind immer existentielle Blicke.

Hilft Literatur gegen Hilflosigkeit? Ja.

Und wenn nicht, dann gibt es abgesehen vom Lesen verschiedenste Konzepte gegen die Hilflosigkeit: politisch aktiv werden, gewerkschaftlich kämpfen, Flugblätter verteilen, Umweltaktivist werden, sich nachhaltig ernähren, nicht fliegen, nicht randalieren, nicht verdrängen, Mandala zeichnen, Schmetterlinge sammeln, laufen, schwimmen, turnen, fasten, schlafen, sich tot stellen.

Bei mir persönlich ist es so, dass ich deshalb Schriftstellerin geworden bin. Schreiben heißt für mich überleben. Ich glaube (glauben heißt

nicht wissen), ich wäre ohne die Schriftstellerei verloren gegangen, verkommen, in Apathie und Lethargie versunken. Sie ist mein Lebenselixier. Sollte allerdings die Situation eintreffen, dass die Realität hoffnungslos wird – und damit müssen wir leider rechnen –, oder auch nur mein Gehirn mir suggeriert, dass sie hoffnungslos ist, würde ich in Panik verfallen und kein Wort mehr schreiben oder lesen können, weil Panik bewirkt, dass Körper und Geist nichts mehr aufnehmen und nichts mehr hergeben.



Margit Schreiner, *1953, lebt als freie Schriftstellerin in Linz und im Waldviertel. Zuletzt erschienen: *Kein Platz mehr*. Roman (2018) und *Sind Sie eigentlich fit genug? Mehr über Literatur, das Leben und andere Täuschungen*. Essay (2019).

Sabine Scholl, *1959, studierte Germanistik, Geschichte, Theaterwissenschaften; lebt in Wien. Lehrtätigkeit u.a. in Wien, Portugal, den USA, Japan, am Deutschen Literaturinstitut Leipzig. Zuletzt erschienen: *Erfundene Heimaten*. Essays (2019) und *O*. Roman (2020).



Literatur gegen Hilflosigkeit?

Sabine Scholl

Von der Bibliothek zum Schreiben

Die öffentliche Bibliothek ist ein Freiraum. Sie bietet die Möglichkeit, den strengen Vorgaben eines geschlossenen Kollektivs zu entkommen. Eindrückliches Beispiel dafür ist die Geschichte einer jungen Frau, Mitglied einer streng gläubigen, chassidischen Glaubensgemeinschaft mitten in Brooklyn, die heimlich eine öffentliche Bücherei aufsucht, dort von der jiddischen Muttersprache zur Mehrheitsprache Englisch findet und in der Lektüre von Literatur andere Welten kennenlernt. Mit jedem Buch eine weitere Möglichkeit, Raum, um Gedanken nur für sich selbst zu entwickeln. Das Lesen von Literatur ermöglicht ihre Individuation und in der Folge ihre Befreiung.

Die Bibliothek ist aber auch der Raum, den die junge Frau nur mittels Lügen betreten, der nicht mit dem Herkunftsraum geteilt werden kann. Deborah Feldman, Autorin von *Unorthodox*, die heute in Berlin lebt, nutzte Literatur als emanzipatorische Möglichkeit, was aber den Verrat des Kollektivs und Verlust des Kindheitsraums mit sich brachte.

Auch mein kindliches Lesen erlaubte mir, die Elternwelt für die Dauer eines Buches zu verlassen. Als die Eltern merkten, dass ich mich lieber in der Bücherwelt aufhielt, durfte ich nicht mehr ungehindert dort hinein verschwinden. Bücher wurden mir weggenommen und nur zu gewissen festgelegten Zeiten und Bedingungen durfte ich lesen.

Als Jugendliche hatte ich mir dann mit viel Tränen und Streit einen Freiraum erkämpft. Während die Familie an Ferientagen Berge bestieg, durfte ich zuhause bleiben. Lungerte stundenlang auf dem Sofa und las heimlich Erwachsenenbücher, eines nach dem anderen. Las mich in die Erwachsenenwelt hinein. Manchmal stelle ich mir vor, wie es für meine Mutter gewesen sein muss, diesen oder jenen Roman aus dem Bücherregal zu lesen, an den ich mich heute noch erinnere. Was sie wohl gedacht hat dabei. Wie sie das Gelesene mit der sie umgebenden Welt verband.

Die chinesischen Essgewohnheiten bei Pearl S. Buck.

Die Farmarbeiterwelt bei John Steinbeck

Die Abenteuerwelt der Baumwollpflücker bei B. Traven.

Die Sexszenen bei Willi Heinrich.

Das feindselige, unglückbringende Meer bei Theodor Storm.

Die lesbischen Szenen bei Colette.

Ich frage mich, ob sie mit meinem Vater darüber gesprochen hat. Oder ob jeder für sich behielt, was er da las. Ob sie überhaupt die gleichen Bücher gelesen haben. Ob ihnen die gleichen Szenen in Erinnerung blieben. Ich konnte ja nicht fragen, weil ich die Bücher nicht hätte lesen dürfen.

Immerhin, ich wusste, dass auch meine Eltern ein Leseleben hatten. Ganz im Gegensatz zu den mich umgebenden Familien, für die Bücher in etwa so nutzlos waren wie – ja, es fällt mir gar nichts ein –, denn sogar Ziersträucher im Garten waren wichtiger als Bücher. Lesen überhaupt war eine andere Form von Nichtarbeiten, von Nichtsnutzsein. So wurde ich genannt. Nachdem die erste Verwunderung über

das Mädchen, das in kurzer Zeit so viel lesen konnte, verfliegen war, sollte ich mir die Flausen möglichst schnell abgewöhnen. Das Staunen verwandelte sich in Abschätzigkeit, denn die mit Lesen verlorene Zeit hätte besser genützt werden sollen, um Socken zu stopfen, Schals zu häkeln, Marmelade einzukochen, das Frausein zu erlernen und auszuüben; eine Existenz, die an Lektüre nur Strickanleitungen und Kochbücher erlaubte. Alles darüber hinaus war Verschwendung und wurde geächtet. Die mir in allem vorgezogene Kusine wies diesen Makel nicht auf. Und weil meine Mutter mein Lesen nicht abstellen konnte, wurde die Verachtung auf sie übertragen. Sie war keine gute Mutter, weil sie es nicht schaffte, ihre Tochter zu einer Nutzfrau zu erziehen. Worauf sie mir wiederum verbot zu lesen. Worauf ich mir Bücher von Freundinnen borgte, sie während der Schulstunden und Zugfahrten zur Schule las. Die öffentliche Bücherei in Wels konnte sie mir nicht verbieten. Dort las ich mich durch die Weltliteratur.

Als Volksschülerin habe ich außerdem erfahren, dass man auch selbst schreiben kann. Mein Großvater war in der Gegend bekannt, weil er lustige Witze erzählte, die er manchmal in Versform aufschrieb. In Mundart aus dem Hausruckviertel und furchtbar ungenau, wie mir heute vorkommt. Damals waren wir Kinder stolz auf ihn. Ganze Wirtshausäle brachte er zum Lachen. Der macht sich zum Kasperl, schimpfte meine Oma. Und Opa erfüllte sich einen Traum, indem er seine Werke in einem Buch versammelte, das er auf eigene Kosten drucken ließ. Titel: *He du, los af!*

In der Chronik unseres Dorfes bin ich mit einem Kapitel neben dem für Opa vertreten, mit dem Zusatz: Sie ist die Enkelin des Heimatdichters Johann Scholl.

In der Schule bemerkte ich, dass eine Lehrerin für ein Leseheftchen Gedichte verfasst hatte. Das probierte ich auch aus. So wie sie schrieb ich Rätselgedichte, zeigte sie Freundinnen, die sie gut fanden. Weil das Impressum der Schulheftchen auf ‚Landesverlag‘ lautete und weil diese Firma gleichzeitig Papierhandlungen betrieb, ging ich eines Tages in der Mittagspause mit zwei Freundinnen dorthin, wo wir sonst Bleistifte kauften. Die Blätter mit den Gedichten in Schönschrift hatte ich dabei, und ich bat den Verkäufer, er solle doch im nächsten Heft meine Gedichte drucken, so wie die der Lehrerin.

Er war sehr freundlich, wenn auch die Konsultation enttäuschend verlief, denn er hatte natürlich keinen Zugang zum Verlag. Obwohl ihm mein Mut, glaube ich, imponierte. Die nächste Chance kam dann mit einem schulinternen Schreibwettbewerb, bei dem ich den zweiten Preis gewann. Seitdem schrieb ich immer weiter. Natürlich heimlich. Ich verfasste Theaterstücke für die Mädchenbande in unserer Gegend, die wir versuchten aufzuführen. Natürlich nur im Keller. Ich schrieb Liedtexte, ganze Kabarettprogramme, glaubte im politischen Kabarett meine Bestimmung gefunden zu haben, verfasste unzählige Gedichte und Berichte fürs Jugendradio, die dann sogar gesendet wurden, fuhr endlich in eine größere Schule in eine größere Stadt, wo wir eine



Schülerzeitung gründeten, für die ich dann schrieb. Die Welt, die ich mir damit schuf, war von der Welt meiner Herkunft völlig abgetrennt. Ich schrieb und las mich zwar heraus, kehrte aber jeden Abend nach der Schule zurück.

Vonder Nähstube zum Sterben

Nachdem wir Kinder das Elternhaus verlassen hatten, verlegte meine Mutter ihre Welt ins ehemalige Bubenzimmer, richtete sich dort eine Nähstube ein. Weil Nähen nützlich war und sie sich dadurch eigenes Geld verdiente. Aber sie hortete dort auch Bücher. Las viel. Sie war unglücklich. Immer schon. Suchte sich Lektüre, die ihr das Unglück nicht nur erklärt, sondern bestätigt. Sie selbst war es ja gewesen, die uns Kinder mit der mächtigen Welt der Sprache bekannt gemacht hatte. Das Essen, die Kleider, die Sprache waren ihr Zutun. Die Märchenwelt. Das zerrissene Fell des Bären. Da schimmerten wertvolle Seidenstoffe durch, die den Körper eines Prinzen darunter andeuteten. Die Zerrissenheit, nicht zu wissen, welche von den beiden Mädchen ich war. Schneeweißchen oder Rosenrot? Jahrelang war ich auch Rotkäppchen und lief mit meinem Korb zwar nicht durch den Wald aber den Fluss entlang ins Haus meiner Großmutter. Jahrelang hingen flache Stoffzwerge an meinem langen gebauschten Rock. Identifikationen, die meine Mutter mir nahegebracht hatte, mittels Sprache und Nähmaschine.

Für sich selbst aber suchte meine Mutter die düsteren Geschichten aus und bestand darauf. Mit den Büchern, die ich ihr schenkte, als ich bereits in Wien studierte, meist Gedichtbände, die für sie nicht einfach zu entschlüsseln waren, wie ich erst später bemerkte, konnte sie nichts anfangen. Die Kommunikation misslang und wurde zum Vorwurf. Ich wolle ihr mit der Auswahl dieser Bücher vorführen, dass sie dumm sei, die gebildete Welt nicht verstehen könne, in die ich mich inzwischen begeben hatte. Trotz aller Verbote. Ich wolle ihr zeigen, dass ich klüger sei als sie. Wolle sie heruntermachen. Meine Mutter hatte die Hilflosigkeit längst als einzige Form ihrer Existenz erlernt. Die Literatur, die sie las, konnte diese Gegebenheit nur verstärken. Ihren Lesestoff wählte sie gemäß ihrer dunklen Stimmung. Das Bild der Welt, das sie sich daraus zusammensetzte, kam ohne Hoffnung aus. Je selbstzerstörerischer, desto besser. Die Sprache diente ihr dazu, noch inniger zu schweigen.

Literatur befreit also nicht selbstredend aus der Hilflosigkeit, weil die Worte und inneren Bilder je nach den Bedürfnissen des Lesenden interpretiert werden können. Es gibt immer mehrere Möglichkeiten, einen Text auszulegen. Meine Mutter schuf sich im Lesen eine Festung, in die niemand dringen sollte. Indem sie diese Mauern errichtete, brachte die Bestätigung durch Worte sie ihrer Erlösung dennoch näher. Denn eigentlich wollte sie ihr Leben lang nur sterben. Was ihr schließlich gelang. Die Bücher, die ihr dabei halfen, stehen immer noch in der Nähstube im Regal. Keiner rührt sie an.

Die Bücher haben meine Mutter aber auch zum Schreiben angeregt. Ich denke nicht gern daran. Weil diese Worte, die sie in endlosen Briefen auf Papier brachte, ebenfalls dazu dienten, ihr todessüchtiges System festzumauern. Viel zu spät erst bat ich sie, diese Manifeste ihres Schmerzes nicht mehr an meine Adresse zu schicken, weil ich sie nicht mehr ertragen konnte, weil mein eigenes Leben viel zu schwierig geworden war. Nach ihrem Tod fragte mein Vater, ob er den Wust ihrer Schriften durchlesen solle und ich sagte nein. Weil sie die Worte verwendet hat, um sich tiefer in ihr Sterbenwollen zu treiben.

Also hat er alles so gelassen. Die Bücher, die Nähmaschine, die Briefe, die Musikkassetten, die sorgfältig nach Farben und Fadenstärke geordneten Nähgarnrollen, die Reißverschlüsse, die Stoffreste, die Druckknöpfe, die Saumbänder, gerollt und in die Laden geräumt, welche sich neben den Laden für ihre Socken und Unterhosen befinden, immer noch an dem Platz, an den sie diese selbst geräumt hat. Ihre selbst gestrickten Jacken hängen nun seit fast neun Jahren an Bügeln zusammen mit ihren Schals an der Garderobe gleich beim Eingang. Ich vermeide es, dieses Zimmer zu betreten, wenn ich zu seltenen Anlässen das Elternhaus betrete, weil ich es überhaupt vermeide, das Elternhaus zu betreten. Die Nähstube ist ein Schrein der Hilflosigkeit, der auch die Literatur nichts entgegensetzen konnte.

Vom Schreibtisch aus

Gegen dieses Erbe, das ich in mir trage, hilft der Schreibtisch. Die Hilflosigkeit bringt mich zum Schreiben. Dieser Horror ist mein Motor. Deswegen fange ich immer wieder an. Weil ich in Texten mit Sprache eine Welt entwickeln kann. Eine, die ich nicht kenne, bevor ich beginne. Die sich mir eröffnet. Für die ich schwitze und um die ich bange. Und der ich schließlich wieder entkomme, reicher an Erfahrungen und unerlöst. Tatsächlich bin ich Scheherazade. Durch Erzählen kann ich überleben, durch Geschichten zögere ich den Tod hinaus.

Wenn wir diskutieren wollen, ob die Literatur ein Mittel gegen Hilflosigkeit darstellt, ist es nötig, zu unterscheiden, ob wir von Lesenden oder Schreibenden sprechen, und ob es sich beim Geschriebenen um Literatur handelt. Dass es hilft, zu schreiben und sich eine Erzählung für schmerzhaftes Geschehen zu schaffen, ist inzwischen neurowissenschaftlich erwiesen. Worte können trösten. Ihr Klang entscheidet über die emotionale Färbung, die sie auslösen. Ihre lautlichen Strukturen evozieren Bilder des Gegenstands, den sie benennen. Allein das Wort hüpfen zu hören, löst Reaktionen in Gehirnarealen aus, die die Bewegungen des Hüpfens aktivieren. Schreiben kann heilen, psychisch, sogar physisch. Aber das heißt erstens nicht, dass daraus auch immer Literatur wird, und zweitens wirkt Literatur nicht per se einfach ins Blaue, wie die Luft oder die Düfte, die Kräuter und Blüten verströmen. Zu Literatur muss der Zugang erst gefunden werden, und



das ist bei weitem nicht selbstverständlich, wie die Beispiele eingangs zeigen sollten. Du brauchst die Sprache, du brauchst den Raum, du brauchst die Erlaubnis, den Zugang, du brauchst den Mut, dich dafür von den anderen, die etwas anderes wichtiger finden, abzusetzen. Das hat mich mein Herkommen gelehrt. Wenn es keine Bibliotheken gibt, wenn es keine Schulen, keine Lehrerinnen gibt, die das Lesen fördern, kommen diejenigen, denen Literatur helfen könnte, gar nicht dazu, sie je zu entdecken. Die Barriere existiert, auch heute noch. Ich mache mir das immer wieder klar, weil ich zurückschauen kann. Bis ganz nach hinten, an das andere Ende, von wo ich herkam, dort, wo Literatur nichts zählt, eine Spinnerei darstellt.

Auch für jene, die Literatur schreiben, ist es weiterhin ein Kampf, Zugänge zu finden und ihre in Worte gefassten Welten denen nahezubringen, die sie benötigen. Im Schreiben stellen sich Fragen nach Zusammenhängen und Abhängigkeiten. Immer noch begegnen Frauen, Minderheiten, sexuell Diversen und Menschen mit psychischen Krankheiten im gängigen Literaturbetrieb beträchtlichen Schwierigkeiten. Dazu kommen die harten Bandagen des Marktes und die Trägheit der möglichen LeserInnen. Hingegen funktionieren jene Bücher, die als Ratgeber klassifiziert werden, sehr gut. Weil bereits im Titel steht, wobei einem geholfen wird, und Hilfesuchende in eindeutigen Sätzen und praktischen Aufgaben, welche Punkt für Punkt abzuarbeiten sind, angeleitet werden, ihr Leben zu verbessern.

Literatur hingegen fordert Lesende heraus, ihre eigenen Welten mit den Welten der Bücher zu verbinden und selbst Schlüsse daraus zu ziehen. Das braucht Muße. Und Hingabe. Den Willen, die vom Schreibenden vorgestellten Welten nachzuvollziehen. Gerade in einer Zeit ständiger Überforderung kann das Eintauchen in einen literarischen Text einen Freiraum eröffnen, den man sonst kaum findet. Intensive

Lektüre kann sogar als Widerstand interpretiert werden, so wie ich mich damals mittels Lesen gegen den einschränkenden Weg in ein ländliches Frauenleben wehrte.

Die beiden Literaturwissenschaftler João Cezar de Castro Rocha und Hans Ulrich Gumbrecht schreiben, Texte leisten »Widerstand« »nicht mehr im Sinn einer kritischen Funktion, die sie in der Gesellschaft erfüllen sollen; vielmehr bezieht sich das Konzept jetzt auf das unmittelbare Erleben des Lesers. Wer liest – und zwar nicht nur gelegentlich oder zur Überbrückung leerer Momente, sondern mit einem Fokus im Sinne der literarischen Tradition –, hält sich einen Freiheitsraum offen, den ihm niemand streitig machen kann.« (João Cezar de Castro Rocha, Hans Ulrich Gumbrecht: *Lesen als Akt des Widerstands*, in: NZZ, 16.12.2019)

In meinem literarischen Schreiben möchte ich Anschlussstellen bieten und dennoch die Sprache nicht verraten. Das heißt nicht, dass Literatur ausschließlich einen Nutzen haben soll. Aber sie soll sich offenhalten, meine ich. Und ich versuche niemals zu vergessen, woher ich komme. Und niemals zu vergessen, woher die kommen, in deren Kreisen ich mich im Raum des Literaturbetriebs bewege. Das Wichtige aber ist, dass es Lesende gibt, die sich in der Literatur erkennen und so aus ihrer Einsamkeit erlöst werden. Dass sie erkennen können: Nicht nur ich bin davon betroffen, es gibt auch andere, die so fühlen, so etwas erleben. Mal schauen, was die daraus machen. Und das kann von Anweisungen, wie man gegen einen übermächtigen Fisch kämpft, sich aus restriktiven Familienverhältnissen löst, bis zur reinen Lust an Rhythmen und lautmalerischen Qualitäten von Worten reichen. Dieses Hineinschlüpfen in andere Wesenheiten, so wie bei Schneeweischen und Rosenrot. Dort ist der Ort, an dem sich Schreibende und Lesende begegnen.





**alte
schmiede
wien**

literatur am dienstag
musik am donnerstag

Die Alte Schmiede hämmer wieder

16.6.2020

Michael Stavarič

liest aus *Fremdes Licht*

Moderation: Johannes Tröndle

23.6.2020

**Erika Kronabitter,
Kirstin Schwab,
Gerhard Ruiss**

lesen aus ihren Lyrikbänden

Moderation: Johannes Tröndle

GAV

30.6.2020

Sabine Scholl

liest aus *O.*

Moderation: Jana Volkmann

18.6.2020

//JAZZ

Anna Anderluh

Stimme, Autoharp, Klavier,
schöne kleine Dinge

25.6.2020

//ELEKTRONIK

**Das Telharmonische
Residenz-Orchester
der Alten Schmiede
& Richard Garet**

2.7.2020

//KLAVIERMUSIK

**Clara Murnig /
Josef Mayr**

Erwin Schulhoff, Ruth Schonthal,
Christoph Herndler, Helmut Schmi-
dinger, Mathias Rüegg, Wolfram
Wagner, Albin Zaininger, Georg
Nussbaumer

Beginn: 19.00 Uhr

Einlass 18.30-19.00 Uhr

Zählkarten beim Einlass

Livestream auf www.alte-schmiede.at

Schönlaterngasse 9, 1010 Wien